

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 21

Artikel: Jung sein
Autor: Wiss-Stäheli, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672166>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lager und hoben dankbar kleine Spenden fremder Menschen auf. Mitleid und Elend berührten sich, Schenken und Nehmen beglückte. Schenken mehr. Alle Sinne opferten sich einem mächtigen Empfinden und Fühlen und machten vertraut. Söhne eines Vaters, Brüder und doch keine Bundesgenossen. Man verstand nicht, weshalb man nicht selber unter ihnen saß oder lag. Man hätte ihnen Schmerz und Elend abnehmen oder ihnen daran tragen helfen mögen, den vertrauten Fremdlingen. Sie spürten es, sicher, denn dankbar große Tränen glitzerten in ihren dunkeln Augen. Blicke, die sie auffingen, verwunderten und ergriffen sie. Wochenlang hatten sie Feindesgrimm, Tod und Angst gesehen, dann barmherzige Ärzte und Pflegerinnen, dann freudlose Zukunft, nun sahen sie Mitgefühl warmer Bruder- und Schwesterherzen; sie dankten und frohlockten segnend: „Vive la Suisse!“ Es war kein Jubel drin, nur ergreifender Ernst, aber er rührte und machte reich, gleich ehrlichem Segen. „Vive la Suisse!“

Man liebt seine Heimat, wie sie die armen Streiter lieben, man fühlt es in Mark und Blut. Man hätte gleich ihnen die prächtigen, köstlichen Glieder opfern können. Tiefer Segen liegt in dem Worte starker Helden.

Sie haben einen Kampf durchfochten, nun folgt der größere, härtere: der Lebensrest eines Krüppels. Unnennbaren Heldenmut heischt er. Sie werden ihn haben, die dort am zweiten, dritten, fünften Fenster. Auch jene am letzten. Dort reicht eine junge Frau Rosen hinauf. Eine Hand tastet scheu darnach, die Hand eines Blinden. Du siehst sein verronnenes Auge nicht weinen, siehst sein Herz nicht unter dem Rosenhauch bluten. Doch geängstigt ahnst du einen schwer niederdrückenden Zusammenhang.

Sacht und still, wie er gekommen, fuhr der Zug in die Nacht. Man stand bewegt und rührte sich nicht. Man sah das rote Schlußsignallicht lange, lange, klein und kleiner werdend und empfand wie Erfüllung des Segens großmächtige Dankbarkeit.

Die beiden Züge.

Es dröhnen und donnern durch die Nacht
Zwei Züge, belastet mit Unglücksfracht.

Durch die friedvoll schlafende Schweizerflur
Stürmen sie keuchend auf eiserner Spur.

Der eine von Süden, aus Frankreich her,
Der andre aus Norden vom schwäbischen Meer.

Und beide von Kranken und Krüppeln gefüllt,
Denen sich grausamstes Schicksal enthüllt.

Zerhauen, zerstoßen, und blind und lahm,
Einarmig, stützbeinig, das Herz voll Gram!

So fahren die Opfer des Krieges nach Haus,
In die dunkel drohende Nacht hinaus.

Und unter fremdem Himmelsstrich
Die beiden Züge begegnen sich

Und sausen im Flug aneinander vorbei,
— Feind an Feind, — ohne Schuß und Schrei.

Georg Lutz.

Jung sein.

Was „jung sein“ bedeutet, weiß niemand besser, als wer alt ist. Etwas erkennen, ist das Vorrecht jener Menschen, die schon eine große Anzahl von Jahren hinter sich haben. Wer jung ist, der lebt und erkennt nicht. Darum ist der junge Mensch nicht nur körperlich, sondern auch geistig jung. Mit anderen Worten, er ist noch nicht entwickelt. Die körperliche und geistige Entwicklung gehen jedoch nicht Schritt auf Schritt nebeneinander. Das ist ein Glück. Oder wäre es nicht schrecklich, wenn der zwanzigjährige, körperlich voll entwickelte Mensch, auch schon geistig die höchste Stufe und damit den Anfang vom Ende erreicht hätte? Das Leben ist kein „sein“, es ist ein „werden“. Darum wäre es richtiger, nicht

vom „jung sein“, sondern vom „alt werden“ zu reden. Doch so ist der Mensch; was er nicht mehr, oder noch nicht hat, von dem spricht er am liebsten. Der alt gewordene Mensch sehnt sich oft nach seiner Jugend zurück, und der Jüngling kann mitunter die Jahre kaum erwarten, die ihn höher empor bringen sollen. Aber falsch, wie ein Betrug wäre es, sich Zwang anzutun, um jünger oder älter zu gelten, als man ist. Es ist ein hilfloser Trost für ältere Leute zu sagen, man sei so jung als man sich fühle. Gefühle täuschen. Dagegen beglückt die Erkenntnis, daß die Jahre, die den Körper alt, schadhast und schwach, dafür den Geist reifer und reicher gemacht haben. Und wer betagt einen Berggipfel nicht mehr zu Fuß, sondern nur

noch mit der Bahn erreichen kann, der wird trotzdem ein erhöhtes Lebensgefühl empfinden, wenn er droben mit weiser Überlegenheit die weite Landschaft wie das Gebiet des zurückgelegten Lebens überblicken kann. Er wird sich dann vielleicht erinnern, daß „jung sein“ etwas Schönes ist, daß aber das Alter eine wunderbare Köstlichkeit besitzt, wenn es nicht von Sorgen und Armut umdrängt wird. Dies zu verhindern, sollte die höchste Aufgabe der Menschheit sein. Niemals dürfte es mehr vorkommen, daß innerlich reich gewordene

Menschen durch das Alter äußerlich ärmer werden. Das Vorrecht des jungen Menschen ist es, Entbehrungen zu ertragen, bedrängende Hindernisse zu überwinden, aber dem Altgewordenen sollte es vorbehalten bleiben, keine äußeren Bedrängnisse mehr zu kennen. Für viele würde dann die Angst vor dem Alter verschwinden. Darum helfet einander, damit es sich für alle erwahre: „Jung sein“ ist herrlich, aber „alt werden“ ist höchste Gnade.

Josef Wiß-Stäheli.

Die gute Mutter.

Von Joh. Peter Hebel.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Rückzug aus Deutschland jenseits hinab am Rhein lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war, und von dem sie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee sein,“ sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen,“ und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannistor in Basel heraus und an den Rebhäusern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüter sind, die Teilnehmung und Hoffnung bedürfen, und die Schweizer ohnedem, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Finde ich ihn in Kolmar nicht, so gehe ich nach Straßburg, finde ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nacher Mainz.“ Die andern sagten das dazu und jenes, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Inwendigen. Denn sie dachte, er könnte wohl Major sein, oder so etwas, weil er immer brav war, aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde,“ sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn.“ Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsäßer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße standen partienweise mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskutierten miteinander, und eine junge weißgekleidete Person von weiblichem Geschlecht und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, daß sie so nahe bei

den Herren steht. Was gilt's, der wo mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorbeigefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß, und die Reisegefährten setzten sich auch noch wo Platz war, da war ihr Herz erst recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie jetzt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas sei, und hatte doch den Mut fast nicht, zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja so gerne hören möchte, und das Nein ist doch so möglich. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich an dem Rocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört, so und so?“ Der Diener sagt: „Das ist ja unser General, der im Lager steht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Spaß; der Diener ruft den Wirt. Der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagte auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein,“ und „ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung und sagte: „Er ist mein Sohn, den ich suche;“ und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude